mfang acht Seiten

Einzelbezug: 10 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5
Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524 / Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle: Berlin W 35, Potsdamerstr. 111 / Amt VI 3444

Herausgeber und Schriftleiter:
HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

AHRGANG 1910 BERLIN / DONNERSTAG DEN 28. JULI 1910 / WIEN NUMMER 22



Die Heroine

Zeichnung von Samuel Fridolin

Damenmode

Von Adolf Loos

Damenmode! Ein gräßliches Kapitel Kulturgeschichte! Es erzählt der Menschheit geheime Lüste. Wenn man in seinen Seiten blättert, erbebt die Seele angesichts der fürchterlichen Verirrungen und unerhörten Laster. Man vernimmt das Wimmern mißbrauchter Kinder, das Gekreisch mißhandelter Weiber, den ungeheuren Aufschrei gefolteter Menschen, das Geheul derer, die am Scheiterhaufen starben. Peitschenhiebe klatschen, und die Luft bekommt den brenzlichen Geruch gebratenen Menschenfleisches. La bête humaine . . .

Aber nein, der Mensch ist keine Bestie. Die Bestie liebt, liebt einfach und wie es die Natur eingerichtet hat. Der Mensch aber mißhandelt seine Natur, und die Natur mißhandelt den Eros in ihm. Wir sind Bestien, die man in Ställe gesperrt, Bestien, denen die natürliche Nahrung vorenthalten wird, Bestien, die auf Befehl lieben müssen. Wir sind Haustiere.

Wäre der Mensch Bestie geblieben, dann wäre einmal im Jahre die Liebe in sein Herz gezogen. Aber die mühsam zurückgehaltene Sinnlichkeit macht uns jederzeit zur Liebe tauglich. Um den Lenz wurden wir betrogen. Und diese Sinnlichkeit ist nicht einfach, sondern kompliziert, nicht natürlich, sondern widernatürlich.

Diese unnatürliche Sinnlichkeit kommt in jedem Jahrhundert, in jedem Jahrzehnt in anderer Weise zum Ausbruch. Sie liegt in der Luft und wirkt ansteckend. Bald verbreitet sie sich gleich einer Pest, die man nicht verbergen kann, bald schleicht sie durch das Land, gleich einer geheimen Seuche, und die Menschen, die von ihr befallen sind, wissen sie voreinander zu verbergen. Bald ziehen die Flagellanten durch die Welt und die brennenden Scheiterhaufen werden zum Volksfest, bald zieht sich die Lust in die geheimsten Falten der Seele zurück. Aber: Marquis de Sade, der Kulminationspunkt der Sinnlichkeit seiner Zeit, dessen Geist die grandiosesten Martern menschlicher Phantasie ersann, und das liebe, blasse Mädchen, dessen Herz freier aufatmet, nachdem es den Floh geknickt hat, sie sind eines Stammes.

Das Edle am Weibe kennt nur eine Sehnsucht: sich neben dem großen starken Mann zu behaupten.

Diese Sehnsucht kann gegenwärtig nur in Erfüllung gehen, wenn sie die Liebe des Mannes erringt. Die Liebe macht ihr den Mann untertan. Diese Liebe ist aber nicht natürlich. Sonst würde sich ihm das Weib nackt nähern. Das nackte Weib ist aber für den Mann reizlos. Es kann wohl die Liebe des Mannes entflammen, nicht aber erhalten.

Man erzählt, daß die Schamhaftigkeit dem Weib das Feigenblatt aufgenötigt hat. Welcher Irrtum! Die Schamhaftigkeit, dieses mühsam durch raffinierte Kultur konstruierte Gefühl, war dem Urmenschen fremd. Das Weib bekleidete sich, sie wurde für den Mann zum Rätsel, um ihm die Sehnsucht nach seiner Lösung ins Herz zu senken.

Die Erweckung der Liebe ist die einzige Waffe, die das Weib im Kampf der Geschlechter besitzt. Die Liebe aber ist eine Tochter der Begierde. Die Begierde, den Wunsch des Mannes zu erregen, ist des Weibes Hoffnung. Der Mann kann das Weib durch seine Stellung, die er sich in der menschlichen Gesellschaft errungen hat, beherrschen. Ihn beseelt der Drang nach Vornehmheit, den er auch in seiner Kleidung zum Ausdruck bringt. Jeder Raseur möchte wie ein Graf aussehen, während der Graf sich niemals bestreben wird, für einen Raseur gehalten zu werden. Und in der Ehe erhält die Frau durch den Mann ihre soziale Marke, gleichviel, ob sie Kokotte oder Fürstin gewesen ist. Ihre Stellung geht vollständig verloren.

Das Weib ist daher gezwungen, durch ihre Kleidung an die Sinnlichkeit des Mannes zu appellieren, unbewußt auf seine krankhafte Erotik, für die man nur die Kultur seiner Zeit verantwortlich machen kann.

Die Veränderung der Männerkleidung wird so bewirkt, daß die großen Massen in ihrem Drang nach Vornehmheit nachstürzen und auf diese Weise die ursprüngliche vornehme Form entwerten. Die wirklich Vornehmen — oder besser die, die von der Menge für solche gehalten werden — müssen sich aber nach einer neuen Form umsehen, um sich zu unterscheiden. Der Wechsel in der Frauenkleidung hingegen wird nur von dem Wechsel der Sinnlichkeit diktiert.

Und die Sinnlichkeit wechselt stetig. Gewisse erotische Abweichungen häufen sich gewöhnlich in einer Zeit, um dann anderen Platz zu machen. Die Verurteilungen auf Grund der Sittlichkeitsparagraphen des Strafgesetzbuches sind das verläßlichste Modejournal. Ich will nicht weit zurückgreifen. Ende der siebenziger und Anfang der achtziger Jahre strotzte die Literatur jener Richtung, die durch ihre realistischen Aufrichtigkeiten zu wirken suchte, von Beschreibungen üppiger Frauenschönheit, Flagellationsszenen. Ich erinnere nur an Sacher-Masoch, Catulle Mendes und Armand Sylvestre. Bald darauf wurde die volle Ueppigkeit, die reife Weiblichkeit durch die Kleidung scharf zum Ausdruck gebracht. Wer sie nicht besaß, mußte sie fälschen: le cul de Paris. Nun trat die Reaktion ein. Der Ruf nach Jugend erscholl. Das Weibkind kam in die Mode. Man lechzte nach Unreife. Die Psyche des Kindes wurde zerpflückt und literarisch ausgebeutet. Peter Altenberg. Die Barrisons tanzten auf der Bühne und in der Seele des Mannes. Da verschwand aus der Kleidung der Frau, was weiblich ist, um den Kampf gegen das Kind aufzunehmen. Sie log sich ihre Hüften hinweg, starke Formen, einst ihr Stolz, waren ihr unbequem. Der Kopf nahm durch Frisur und die großen Aermel den Ausdruck des Kindlichen an. Aber auch diese Zeiten sind vorüber. Man wird mir einwenden, daß sich gerade jetzt die Schwurgerichtsverhandlungen über den Mißbrauch von Kindern mehren. Gewiß. Das ist der beste Beweis, daß erotische Formen aus den höheren Kreisen verschwinden, um nun ihre Wanderschaft nach unten anzutreten. Denn der großen Masse stehen nicht die Mittel zu Gebote, sich aus jener Schwüle hinaus zu retten, wie dem Hochstehenden, Mittel, wie Variété und Peter Altenberg.

Ein großer, konstanter Zug ging durch dieses Jahrhundert. Das Werden wirkte stärker als das Gewordene. Der Frühling wurde erst in diesem Säculum zur bevorzugten Jahreszeit. Die Blumenmaler früherer Zeiten haben niemals Knospen gemalt. Die professionellen Schönheiten am Hofe der französischen Könige erreichten ihre vollste Blüte erst mit dem vierzigsten Jahre. Aber heute hat sich auch für jene, die sich für vollständig gesund halten, dieser Zeitpunkt in der Entwicklung des Weibes um zwanzig Jahre nach aufwärts vollzogen. Stets wählte daher die Frau Formen, die das Merkmal der Jugend tragen, die für unsere Augen das Merkmal der Jugend bilden. Ein Beweis: Man lege die Photographien aus den letzten zwanzig Jahren einer Frau nebeneinander. Und sie wird ausrufen: „Wie alt habe ich vor zwanzig Jahren ausgesehen!" Und man wird zugeben müssen: Auf dem letzten Bilde erscheint sie am jüngsten.

Wie ich schon bemerkt habe, gibt es auch Parallelströmungen. Die wichtigste, deren Ende noch gar nicht abzusehen ist, dabei die stärkste, weil sie von England ausgeht, ist jene Richtung, die das raffinierte Hellas erfand — die Liebe Platos. Das Weib sei dem Manne nur ein guter Kamerad. Auch dieser Strömung wurde Rechnung getragen und sie führte zur Schaffung des tailor made Costume, des vom Herrenschneider gemachten Kleides. In jener Gesellschaftsschicht, in der auf die vornehme Abstammung der Frau gesehen wird, im Hochadel, kann man eine Emanzipation von der herrschenden Damenmode bemerken, indem man dort dem männlichen Zug nach Vornehmheit huldigt. Die Leute können sich dann nicht genug über die in der Aristokratie herrschende Einfachheit wundern.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Führung in der Herrenkleidung der Mann inne hat, der die höchste soziale Position einnimmt, die Führung in der Damenmode aber jene Frau besitzt, die für die Erweckung der Sinnlichkeit das meiste Feingefühl entwickeln muß, die Kokotte.

Die Kleidung der Frau unterscheidet sich von der des Mannes durch den Rock, der die Beine bedeckt. Das war nicht immer so. Nie gab es in früheren Zeiten einen solchen Unterschied zwischen der Kleidung der Frau und des Mannes. Noch bis zum dreizehnten Jahrhundert tragen beide den Rock. Noch bis zum neunzehnten Jahrhundert tragen beide Geschlechter Farben, Spitzen und Stickereien. Vom neunzehnten Jahrhundert an folgt die Kleidung des Mannes dem Gesetz, das ich aufgestellt habe: Evolution der Kultur ist identisch mit dem Entfernen des Ornaments aus den Gebrauchsgegenständen. Die Männerkleidung wird für ewige Zeiten dem Ornamentiertwerden entzogen. Nicht so die Kleidung der Frau. Noch nie gab es zwischen Männer- und Frauenkleidung einen solchen krassen Unterschied als jetzt. Noch nie hat sich der Mann von dem Ideenkreise der Frau soweit entfernt als in unseren Tagen, in der weltabgewandte Naturen von einer Emanzipation der Frauen fabeln.

Die grandiose Entwicklung unserer Kultur in diesem Jahrhundert hat das Ornament glücklich überwunden. Je tiefer die Kultur steht, desto stärker tritt das Ornament auf. Das Ornament ist etwas, was überwunden werden muß. Der Papua und der Verbrecher ornamentiert seine Haut. Der Indianer bedeckt seine Ruder und sein Boot über und über mit Ornamenten. Aber das Zweirad und die Dampfmaschine sind ornamentfrei. Die fortschreitende Kultur scheidet Objekt für Objekt vom Ornamentiertwerden aus.

Männer, die ihr Verhältnis zu vorhergehenden Epochen betonen wollen, kleiden sich heute noch in Gold, Samt und Seide: der Hof und der Klerus, Männer, denen man eine moderne Errungenschaft, die Selbstbestimmung vorenthalten will, kleidet man in Gold, Samt und Seide: Lakaien und Minister. Und der Monarch hüllt sich bei besonderen Gelegenheiten in Hermelin und Purpur, ob es nun seinem Geschmack entspricht oder nicht, als erster Diener des Staates. Auch beim Soldaten wird durch farbige und goldstrotzende Uniformen das Gefühl der Hörigkeit erhöht.

Das lange, bis zu den Knöcheln reichende Gewand aber ist das gemeinsame Abzeichen derer, die nicht körperlich arbeiten. Als körperliche und erwerbende Tätigkeit noch unvereinbar war mit freier, adliger Abkunft, trug der Herr das lange Kleid, der Knecht die Hose. So ist es heute noch in China: Mandarin und Kuli. So bekundet bei uns der Klerus seine nicht auf Erwerb gerichtete Tätigkeit durch die Soutane. Wohl hat der Mann der obersten Gesellschaftsschichten sich das Recht auf freie Arbeit erworben, bei festlichen Anlässen trägt er aber noch immer ein Kleidungsstück, das bis zu den Knien reicht, den Gehrock.

Der Frau aus diesen Kreisen wurde eine reine Erwerbstätigkeit von ihrer Gesellschaft noch nicht zugestanden. In jenen Schichten, in denen sie das Recht auf Erwerb erlangte, trägt auch sie die Hos[e]. Man denke an die Kohlengräberin in den belgische[n] Schächten, an die Sennerin der Alpen, an d[ie] Krevettenfischerin der Nordsee.

Auch der Mann mußte für das Recht des Hosen[-]tragens kämpfen. Das Reiten, eine Tätigkeit, di[e] nur körperliche Ausbildung, aber keinen materielle[n] Gewinn erzielt, war die erste Etappe. Dem blü[-]henden, reitfreudigen Rittertum des dreizehnte[n] Jahrhunderts haben die Männer die fußfreie Klei[-]dung zu danken. Diese Errungenschaft konnt[e] ihnen das sechzehnte Jahrhundert, in dem das Reite[n] aus der Mode kam, nicht mehr rauben. Die Fra[u] hat erst in den letzten fünfzig Jahren das Rech[t] der körperlichen Ausbildung erlangt. Ein analoge[r] Vorgang: Wie im dreizehnten Jahrhundert de[r] Reiter, wird im zwanzigsten Jahrhundert der Rad[-]fahrerin das Zugeständnis der fußfreien Kleide[r] und der Hose gemacht. Und damit ist der erst[e] Schritt zur gesellschaftlichen Sanktion der Frauen[-]arbeit getan.

Asiatisches Liebeslied
aus Nepal
Deutsch von Hans Bethge

Drei Dinge birgt dein Mund, o Leïla:
Die köstlichste der Perlenschnüre Nepals
Und einen Schluck vom süßen Schiras-Weine
Und den Geruch des Moschus von Tibet.
Der holde Ruch des Moschus ist dein Atem,
Der Schiras-Wein ist deines Mundes Nässe,
Und deine Zähne sind die Perlenschnur.

O Leïla!

Drei Dinge birgt dein Aug', o Leïla:
Die schwarzen Diamanten Hindostans,
Die glanzerfüllte Seide von Lahore,
Des Futschi-Yama wilde Lavaglut.
Die Lavaglut ist deines Auges Schimmer,
Die Seide von Lahore seine Milde,
Die Diamanten seine tiefe Nacht.

O Leïla!

Drei Dinge birgt dein Herz, o Leïla:
Die gelben Schlangen Birmans wohnen dort
Und alle giftigen Pilze aus Bengalen
Und alle giftigen Blumen aus Nepal.
Die giftigen Blumen, das sind deine Schwüre!
Die giftigen Pilze, das sind deine Küsse!
Die Brut der Schlangen, das ist dein Verrat!

O Leïla!

Der Tod des alten Federhute[s]
Von Mynona

Der alte Federhut hatte sich in einem Anfa[ll] von Pedanterie zu sterben in den Kopf gesetz[t]. Er hatte sich das Leben gegen neunzig Jahre m[it] angesehen, ohne die Miene zu verziehen. Abe[r] jetzt genug, sagte er, und legte sich in das, wa[s] er schalkhaft sein Sterbebett nannte. Der alte Man[n] wollte, wie gesagt, aus übertriebener Ordnungs[-]liebe von hinnen. Es war auch alles bereits ge[-]regelt. Nur daß der herrliche bedachtsame Gre[is] eigentlich noch lebte, wenn man es recht bedacht[e]. Die Situation begann, leise lächerlich zu werde[n]. Der Leichenwagen stand, wenn ich mich so aus[-]drücken darf, schon vor der Tür. Dienerschaf[t], Verwandte, Freunde, Nachbarn, selbst Haustier[e] waren festlich aufgeregt. Wirkt doch der To[d] immer ein wenig sensationell! Aber Federhu[t] mußte sich und die andern enttäuschen. Er lebt[e] und seine Aerzte weigerten sich höflich, aber en[t-]schieden, ihm den Totenschein auszustellen. [In] dieser grenzenlosen Verlegenheit entschloß sich de[r] alte Herr zu einem verzweifelten Schritt: er nahm mehrere Schlafpulver auf einmal, röchelte noch ein[e] Weile und wurde dann zu seiner satten Befried[i-]gung für tot gehalten. Später merkte er, daß e[r] nur scheintot war, hatte aber kein Interesse dara[n], den drolligen Irrtum, über den er sich innerlic[h] fast tot lachte, aufzuklären, und ließ mit wahrha[ft] wollüstiger Ueberlegenheit sich wie einen ehrliche[n] Leichnam behandeln. Die Verwandten, Leute vo[n]

glaublicher Feinfühligkeit, hatten beschlossen, die iche verbrennen zu lassen, um recht sicher zu hen. Dieses erfuhr der alte Herr bei Gelegenheit iner Leichenwäsche. „Der Geschmack ist verhieden", überlegte er. „Wie sehr würde ich es rziehen, beerdigt zu werden! Aber schließlich ht es mich nichts an." Als ein Scheintoter hatte nämlich den Vorteil der echten Toten erlangt, h für sich selber nicht mehr so ängstlich intersieren zu müssen. Tatsächlich ist diese Ueberteressiertheit nur ein krampfhaftes Vorurteil der bendigen. Federhut hatte bei Lebzeiten die Bedigung der Verbrennung stets vorgezogen. Jetzt ollte er sich vor Lachen (innerem natürlich!) fast sschütten, wenn er dieses Mangels an Gleichltigkeit gedachte. Jeder allgemein Durchgebildete eiß, wie schreckhaft der Uebergang aus dem heintod in den echten ist. Auf diesen Punkt chtete jetzt Federhut sein besonderes Augenmerk. Venn sie mich in den Bratofen schieben, will mit aller Gewalt an etwas Anderes denken. rotestieren werde ich nicht: erstlich, weil es nicht rnehm wirkt; zweitens, weil ich es nicht kann. h bin also entschuldigt." Sein Urenkel, ein überleben blonder Gymnasiast, trat an seinen Sarg ran, schnupperte, nieste heftig und meinte verundert: „ich rieche gar nichts". „Aha", freute h Federhut, „diese Aasgeier lechzen nach dem roma meiner Verwesung? Wirklich, vor einem heintoten bereits blamieren sich alle Lebendigen wie erst vor einem Toten!" Im selben Moment h er einen richtigen kleinen Aaskäfer auf seiner ken Hand spazieren gehen. „Nanu?" fragte derhut. „Ist das ein langweiliger alter Kerl", plizierte der Käfer: „Tote, mein Alter, verpflichn sich stillschweigend, zu verwesen. Es ist rückchtslos von Ihnen." „Aber bitte sehr, liebes Gotsgeschöpf, knuppern Sie, soviel Sie wollen, das schen haut goût macht den Braten nicht fetter; n appétit!" So verlebte denn der Greis seine tzte Zeit sehr abwechselungsreich, und jeden ugenblick ereignete sich irgend Etwas, das weder benden noch Toten passieren kann. Endlich war r feierliche Augenblick herangekommen, wo er rbrannt werden sollte. Zunächst war noch eine eine Eisenbahnfahrt zurückzulegen. Der Bedaunswerte wurde verladen wie ein Gepäckstück. Im efolge der Leidtragenden befand sich Professor onzaga-Müller, der beliebte Anatom, den man zusagen einen Nekrophilen in der Theorie heißen onnte. Dieser Gonzaga hätte den alten Mann r sein Leben gern seziert, fürchtete nur den Vorurf der Pietätlosigkeit. Ihm kam nun der Einll, Pietät mit Wissenschaft auszusöhnen, indem den Vorschlag machte, man möge dem Federte doch die Adern öffnen, der Gewissenhaftigit wegen, bevor man ihn der Flamme übergab, die Leiche immerhin einen bedenklich frischen ndruck machte. Einige Backfische klatschten in e Händchen: „Ach ja! ach ja! Onkel Müller"; d jener Gymnasiast hoppste von einem Bein aufs dere, so sehr übermannte ihn der Respekt vor r Wissenschaft. Müllerchen schloß sich mit derhut in einem Kabinettchen des Krematoriums n, zog sein Messerchen und Pinzettchen und fnete dem Federhute nach allen Regeln der Kunst e linke Pulsader. Federhut zuckte zusammen, hnellte auf, erblickte Gonzagerl, den er niemals liebt hatte. Von überirdischer Wut über dessen eveltat ergriffen, entriß er ihm das Messer und ieß es ihm mit aller Gewalt zwischen die Rippen. üller hatte nur noch Zeit, ein tiefes Wort der Enthuldigung zu stammeln, dann sank er als Leiche sich zusammen. Federhut, ein alter, aber rüstiger err, versetzte ihm ein paar Fußtritte. Als er sich er erinnerte, daß er mit offener Pulsader exiierte, weinte er bitterlich wie ein Kind und starb ben Müller. Im Kabinett war eine Stille entanden, wie sie nur zwei Tote mit vereinten Kräften werkstelligen können. —

Außen hatten sich inzwischen die ungeduldigen milienangehörigen versammelt. Die Backfischen wisperten durchs Schlüsselloch: „Onkelchen üller — Kuckuck! Kuckuck!" Und der Gymsiast schrie aus mancherlei Gründen, vielleicht n sich den Anstrich wissenschaftlicher Kollegialität geben: Quod erat demonstrandum.

Gespräche mit Kalypso

Ueber die Musik

Von Alfred Döblin

Achtes Gespräch: Indes die Göttin krank liegt / Von den höheren Tonordnungen

Fortsetzung

Der Alte

Du begreifst gut und ganz. Ich höhne auch der Dichtkunst, die sich sättigt im Seelenentwickeln: alles nur verstehen heißt alles erniedrigen. Aber dies sind uns nur Gleichnisse für die magdhafte Musik.

Ganz ungebunden, ideenflüchtig kann selbst eine so nachfolgend zusammengehaltene Reihe nicht heißen, weil ja auch die Wirklichkeit, die wir begreifen, und welche diese Musik heranzieht, nicht wirr ideenflüchtig ist; Gleichheit und Aehnlichkeit tritt in der wechselnden Abfolge des Lebens hervor; wichtiges und unwichtiges wird in der Abfolge, die selbst zusammenhängt, unterschieden; auf ein Ende, ein Ziel hin bewegt sich die Abfolge — wie in der strengsten Musik. So werden die freien Gebilde, nachfolgend, doch zugleich mehr oder weniger in sich geordnet. Du mußt Dich nicht wundern über dies Zusammentreffen und die Uebereinstimmung der Wirklichkeits- und Musikordnung; es ist ja derselbe Mensch, um dessen Wirklichkeit und Musik es sich handelt; es ist darum dieselbe Ordnungsweise, die er der Wirklichkeit und Musik gibt, ohne daß eine der andern nachahmte. Ordnung auf verschiedenen Gebieten, aber nicht verschiedene Ordnung. Es erhebt sich sogar eine Tonkunst, welche sich an der Einheit des Geschehens vergreift und von hier die Ausbreitung des Geschehens durchdringt, musikalisch das Skelett des Geschehens geben will. Sie trennt mit eindringender Schärfe und mit Tiefe Wichtiges von Unwichtigem in kleinen Musikfolgen und führt mit Klarheit den Zusammenhang durch. Weil diese Musik das Wesentliche erfassen will, will ich sie platonische Musik gegen die nur beschreibend nachfolgende epische nennen. In kürzeren, wortnahen Wendungen, Motiven, wird sie die „Idee" zu formulieren suchen, oder die Seele, oder ein Seelenatom. Aber kaum und nur mühsam werden auch hier die Tonfolgen sich neben dem Wirklichkeitsvorgang als Musik behaupten, zu ganzer Musik gedeihen können. Ueberall, wo zwei und mehr Künste und Reihen zusammenstoßen, gibt es Leichen und Blessuren. Beherrschend muß immer eine Kunst hervortreten, — die andere zurückstehen lassen, sich unterordnen, nicht aber können sie nebeneinander mehr als nur eine kleine Strecke gleichen Schritt gehen, denn der Stein findet sich andere Ordnungsregeln als das Wort, der Ton andere als der Tanz, die Farbe. Und entweder bilden sie in dem Gesamtkunstwerk keine Einheit, oder es dienen mehr oder weniger vergewaltigte Künste einer herrischen.

Dies muß festhalten, wer die Grenzen der Künste nicht verwischen und die Künste damit veröden will, — und wer Musik geben will. Doch will ich damit nicht die schöne Halbkunst, Hilfskunst: Musik schmähen.

Der Junge

So fiel also der Wirklichkeitsplan als Ordnungsregel der großen und ganzen Musik. Es bleibt der Musiker und sein Erlebnisplan, und die Eigensetzung der Töne.

Der Alte

Wohl. Das Einzelne des Werkes ist vom Plane aus unberechenbar, unableitbar. Als Plan leitet er nur ganz im Großen, festhaltend, richtend. Es wirkt der Musiker mit eigentümlichen Seelenzusammenhängen und Erlebnissen, die ihm widerfuhren, die mit ihm fuhren, die er ist, danach wählend und wartend, jeweilig wechselnd in den niedrigsten bis zu den höchsten Ordnungsweisen der Töne. Da alles auf Anerkennung ruht, wuchs er in den Zusammenhängen der Vorwelt und Umwelt, ein Richter aus ihren Gesetzen, entwickelt sich aus ihnen, eigenkräftig soweit, um eignes, so gewachsenes zur Anerkennung zu tragen. Die alten, untern und obern Regeln, die anerkannten, die fast schon den Schein der Notwendigkeit trugen, zeigt er in ihrer Willkür und Frische, in seiner Willkür und Frische, rechtfertigt stets von neuem die Regeln, die seine Kunst gebildet haben, — löst die Rätsel, deutet Hyroglyphen. Nicht gar so frei ist er, wie es scheint, aber ihn zeichnet aus, daß er sich lebendig in das Nicht-umstoßbare, Vorhandene einfühlen, einfinden kann, verwandter der Vergangenheit als andere, älter als sie, uralt. — Auf diesem Boden also wächst die höchste, sehr unbestimmte Ordnungsweise, wächst der Künstler selbst und welkt, mehrt den Reichtum der Erde und der Töne. So ende ich in dem Künstler, und so lobe ich den Musiker. Dies ist auch der belebende Quell, der die Musik durchrieselt, der Geist, der über den Wassern schwebt. Und so preise ich die Musik: von Menschen kommt sie, zu Menschen geht sie.

Der Junge

Der Wahrheit letzter Schluß: Der Mensch, ein Kind der Vor- und Umwelt, in ihrem Namen schöpferisch. — Du sagtest gestern, ich sei töricht, wenn ich an den Tod glaube, ich ein Kind der Welt, die Leben und Tat heißt. — Laß die Musik; wir sprachen wohl auch zu Ende. Wüßte auch ich solchen Geist, der über mir schwebt und mich tragen kann, mich tragen will! — Mich belebt nichts, ich trage keine Früchte, bin eine taube Blüte, und wenn ich welke, wird der Boden nicht reicher. O Kalypso, die schlimme Zauberin, Verderberin. Hilf mir dagegen, daß ich immer denken muß: das Meer ist kalt; es gibt ein Meer dort drüben, dort draußen.

(Wirft sich auf den Boden.) Ich bin jung, ich höre nicht die Musik, hat Kalypso's Mund auch von ihr gesprochen; ich höre nur das Meer.

Schluss des achten Gesprächs

So schlecht wie einst

Von Karl Kraus

Wenn die Reinhardt-Gesellschaft Wien wieder verläßt, ist die Kritik dümmer geworden, und das Burgtheater muß es büßen. Nun hat es ja das Burgtheater nicht besser verdient, und wiewohl seine Zwerge in der Aufmachung des Herrn Reinhardt und zumal wenn sie als Gäste nach Wien kämen, ins Riesenhafte wüchsen, so mag man zugeben, daß das Burgtheater heute auch unverdienten Tadel verdient hat. Denn ein Theater, welches sich von Pompeji bloß dadurch unterscheidet, daß es keine Trümmer hat, und welches ausschließlich auf die Versicherung der Fremdenführer angewiesen ist, hier sei einmal die Wolter gegangen, hat für Einheimische die Kasse zu schließen. Im allgemeinen Mangel an schauspielerischen Persönlichkeiten liegt gewiß ein hinreichender Grund, ein einzelnes Theater zu entschuldigen, obschon kein hinreichender Grund, es zu besuchen. Aber wenn es ein Theater gibt, dem auch die Nachsicht versagt werden muß, so ist es das Burgtheater, und keines hat wie dieses die Verpflichtung, einen ehrenvollen Tod einem schmählichen Leben vorzuziehen. Traditionslose Bühnen mögen sich von unternehmenden Budapestern die Kultur und sonstige Surrogate einwirtschaften lassen. Das Burgtheater hätte seinen Namen zu ändern, wenn es seine Vergangenheit zu überleben beabsichtigt, es hätte auf seinem Zettel bloß den berühmten Punkt zu belassen, den man infolge einer Anregung der „Fackel" voreilig beseitigt hat, und es dürfte dann getrost auch gute Kinematographenvorstellungen geben, die immer noch würdiger wären, als schlechte Klassikervorstellungen. Sicherlich, die Noblesse dieser Wüste, die es bisher verschmäht hat, sich mit malerischen Ausreden zu verleugnen, ist sympathischer als jenes zudringliche Fata morgana-Spiel, das in jedem Sommer unsere Kamele beglückt. Aber das Theater ist nicht dazu da, Mittelschülern die Lektüre der Klassiker zu ersparen. Wenn der Zeit, in der wir leben, schauspielerische Persönlichkeiten nicht abzugewinnen sind, so dränge sich ihr das Burgtheater nicht auf. Sonst gibt es sich einer Ungerechtigkeit preis, die einen Theaterdirektor für den Lauf der Welt verantwortlich macht, und jener kritischen Ungezogenheit, die einen toten Adler ermuntert, sich an einem lebenden Spatzen ein Beispiel zu nehmen. Sobald Herr Reinhardt ins Land kommt, sobald seine neurasthenischen Schlierseer unsern Theatersommer eröffnen, kann sich die junge Kritik nicht fassen vor lauter Horizonten. So stelle ich mir die erste Unterrichtsstunde vor, wenn die sexuelle Aufklärung ein obligater Gegenstand sein

wird. Peinlich ist dabei außer der jugendlichen Freude nur, daß sie sich seit so vielen Jahren wiederholt, und daß die Dümmsten in der Klasse am lautesten wiehern. Das ewig neue Erlebnis verführt sie, die Mutter zu beschimpfen, die sie nur geboren hat, ohne ihnen zu sagen, wie es dabei zugegangen ist. Welcher von den Herren, die heute in Theaterdingen den Mund voller nehmen, als es ihrem Temperament geziemt, hätte ein Recht zu leugnen, daß auch er der alten Burgtheaterkunst seine ganze kleine Geistigkeit verdankt? Anstatt die neue Burgtheaterkunst an der alten zu messen, sagen sie, es sei dieselbe, und wagen es, dieser Herrn Reinhardt als Meister zu empfehlen, dessen schauspielerischer Fond ein vierter Galerieschall eines Lewinsky-Tones ist, und dessen dramaturgisches Imperium bloß die allgemeine Tüchtigkeit eines Ellbogennaturells bedeutet, die sich ebensogut im Bankfach und im Feuilleton ausleben könnte. Das Burgtheater aber ist so echtes Theater, daß es eben in einer Epoche, die keine schauspielerischen Naturen hervorbringt, schlechtes Theater sein muß, während der findige Geist, der keine Vorurteile und keine Erinnerung zu besiegen hat, eine praktikable Verbindung von Ballettschule, Opiumkneipe und Bildergalerie uns für Theater ausgeben kann. Wenn nun eine gläubige Kritik das Burgtheater tadeln will, so sollte man doch verlangen können, daß ihre Besinnung immerhin zur Erkenntnis des Unterschiedes zwischen einst und jetzt reicht, und daß sie vor den Wundern der Berliner Gastspiele bloß das heutige Burgtheater verkleinert. Wie mag es uns nun überraschen, daß wir, auf die hundertjährige Wahrheit gefaßt, das Burgtheater sei nicht mehr das, was es einst war, die Meinung zu hören bekommen, es sei trotz dem Berliner Beispiel so schlecht wie einst! Einer will einer Burgtheatervorstellung das Schlimmste nachsagen und sagt: „Einen Abend lang war es möglich, sich einzubilden, wir seien noch in den achtziger Jahren des vorigen Säkulums. Diese Vorstellung hätte ebenso gut unter Adolf Wilbrandt stattfinden können.“ Es wird also gottseidank zugegeben, daß in der Zeit der Wolter, der Meixner, Baumeister und Sonnenthal, der Gabillons und Hartmanns, der Mitterwurzer, Krastel und Robert die Sache zur Not ebenso geglückt wäre. „Was man sah und hörte, war von einer achtbaren Schablone, von einer respektablen Banalität . . . Da war alles von einer ganz und gar unwichtigen Bravheit.“ Mit einem Wort, ganz so wie damals. „Ich habe keinen einzigen Akzent, keine Gebärde, kein Wort mit aus dem Theater genommen, davon mein Herz schneller geschlagen hätte, nichts, wodurch ich in meinem künstlerischen Besitzstand glücklicher und reicher geworden wäre.“ Also ganz wie in der Theaterzeit, in deren Erinnerung unser Herz schneller schlägt und die, wenn Theatereindrücke solches vermögen, unsern künstlerischen Besitzstand geschaffen hat. Bei manchen Leuten, die später Journalisten wurden, scheint es ihr nicht gelungen zu sein. Es war eine arme Zeit, die ein reiches Theater hatte. Das Burgtheater schwindelt sich nicht durch die Zeiten; es kann nicht hochstapeln. Aber es sollte auch nicht als Bettler den Verkehr hindern.

Von teutscher Art und Kunst

Herr Professor Bartels stellt die Tatsachen auf den Kopf, um ihnen bequemer unter die Röcke fassen zu können; sonst käme er nämlich nicht ran. Und dieser Mann hält sich — ich bin wenigstens ziemlich fest davon überzeugt — für normal.

Seine vornehme Darstellungsart — „denn mit schlechten Waffen dürfen wir Deutsche nicht kämpfen“ — ist innerlich verlogen, äußerlich verlogen, ganz und gar verlogen.

Er greift sich aus der Literaturgeschichte willkürlich eine Anzahl jüdischer Namen heraus und beschnüffelt sie in der allen Hunden eigentümlichen Weise. Hatte nun einer von diesen Juden keinen Erfolg, so wird das natürlich herangezogen als bester Beweis für die spezielle und allgemeine jüdische Inferiorität. War aber Erfolg vorhanden, so ist natürlich der Betroffene eben „emporgekommen, ohne daß sich ihm die Schwierigkeiten in den Weg stellten, mit denen wir Deutsche so oft zu kämpfen haben“. Er läßt sich bei so günstiger Gelegenheit Leute wie Blumenthal, von den Juden bekanntlich stets als der wahre deutsche Dichter gepriesen, nicht entgehen, und ruft mit Ueberzeugungstreue: „Daß Blumenthal nicht Dichter, sondern Geschäftsmann ist, wird doch keiner bestreiten“. Und bei dem ungewohnten Gefühl, etwas Wahres zu sagen, wächst er über sich selbst hinaus; klettert sichtlich auf seinen eigenen Kopf.

Nun scheint es aber unter den Juden noch immer nicht genug schlechte Dichter zu geben, um einen Bartels'schen Vortrag auszufüllen. Darum holt er sich aus dem eigenen Lager Zuwachs. Lindau, „mit dem die Verjudung unserer Literatur beginnt“, der arme protestantische Pastors-Enkel muß zunächst dran glauben. Zwar wird mit schwerem Herzen zugegeben, daß er „allerdings kein reiner Jude“ ist, „aber er hat sich doch ziemlich rein zum Jüdischen entwickelt“. Auch Spielhagen, Paul Heyse, Hans Hopfen stellen sich nach genauer Untersuchung und Zählung ihrer Blutstropfen als infiziert heraus; von Thomas Mann ergibt sich, daß seiner Vorfahren selig Uebertritt zum Christentum schon ungefähr hundert Jahre vor Christi Geburt erfolgt ist; doch was tuts: „ein Jude i s t er“.

Solche Spitzfindigkeit ist sicher nicht auf germanischem Mist gewachsen, doch „ein Deutscher macht auch aus jüdischen Stoffen etwas“. Kann überhaupt alles, der Deutsche, wenn er nur will: die Juden sind „formal ja ganz groß, aber wenn ein Deutscher sich aufs Formale legt, kann er es auch erreichen“. Mit einem Wort also: „die jüdische Mitarbeiterschaft ist nicht nötig“. Zumal durch sie ein unruhiger Geist „in uns“ hineinkommt, denn „die Juden sind viel neuerungssüchtiger als wir, sie müssen alle paar Jahre was Neues haben“. Natürlich sind sie „alle radikal“ und neigen zu „gewissen politischen Richtungen“, deren Namen auszusprechen der Alldeutsche natürlich nicht wagt. Bedenklicher wird das Verfahren der unzweideutigen Dreideutigkeit, wenn erklärt wird, daß „unser deutsches Volk durch Verbrechen und Geisteskrankheiten heruntergekommen ist“, und daß „eine Masse Volkskrankheiten zunehmen“. Was und wen man mit dieser Andeutung meint, läßt man in diskretem Bogenlampendunkel. Doch wird die Hoffnung ausgesprochen, daß „wir's schon überwinden werden“; „haben wir doch schon ähnliche Perioden gehabt, wo wir wieder emporgekommen sind, nach dem dreißigjährigen Krieg, nach 1806 usw.“.

„Ich (Professor Adolf Bartels) predige also ganz ruhig den Kampf gegen das Judentum in der Literatur“.

Nun, ich schließe mich aus vollem Herzen an.

B e r l i n, Anfang Heuerts 2023
(Nach teutonischer Zeitrechnung).

L. L.

Zum Berliner Vortrag des Herrn Professor Adolf Bartels aus Weimar über Judentum und deutsche Literatur

Das bespuckte Genie

Das Inquisitionstribunal gehöre der Vergangenheit an, sagte man mir unlängst, als ich auf Ferrer zu sprechen kam. Wirklich? Aber ein Psychiater hatte ja gesagt, daß die Aerzte die Richter der Zukunft sein würden. Diese Perspektive ist entsetzlich! Dann lieber Daumenschrauben und spanische Stiefel als die Zwangsjacke in der Isolierzelle, denn das Fangnetz beider ist engmaschig, sei es nun aus Paragraphen oder psychiatrischen Theorien gesponnen. Damit aber die Gegenwart nicht ohne Spuk sei, entdeckte man eines Tages in Wien das Unterbewußtsein, das man aus dem Hirne Hiram Witts wie einen Blinddarm herausschnitt. Ich dachte erst, eine neue Groteske von Gustav Meyrink zu lesen, aber nein, Alfred Holzbock sollte recht behalten, daß nämlich nichts romanhafter als das Leben sei. Die Psychoanalyse war erfunden — und wem es nicht darauf ankam, für die Sitzung 25 Kronen zu bezahlen, der konnte bald entdecken, welchen Reichtum er in seiner Seele trug. Es war keiner, dem der Analytiker nicht einen Inzest mit seiner Mutter und Schwester, eine homosexuelle Liebe zu dem Vater und Bruder nachweisen konnte. Aber nicht genug damit. Da die Untersuchten sich gegen derartige Peinlichkeiten wehrten, welche die Richter der Gegenwart nicht dulden durften, so wurden die Richter der Zukunft zu Nekrophilen und Nekrophagen — und auf den literarischen Friedhöfen, die in letzter Zeit von A[illegible] geiern und lichtscheuem Gesindel ausgeraubt w[illegible] den, sah man die psychoanalytische Hyäne ihr U[illegible] wesen treiben.

Leonardo da Vinci ist das neueste Opf[illegible] Herrn Professor Dr. Sigmund Freud ist es geglü[illegible] „Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vin[illegible] („Schriften zur angewandten Seelenkunde“ Heft [illegible] über Jahrhunderte hinweg zu entdecken. Fre[illegible] weiß, daß Leonardo ein „homosexuell Fühlende[illegible] gewesen ist. Freud weiß aber noch viel meh[illegible] „Seine Bilder“, behauptet er, „atmen eine Myst[illegible] in deren Geheimnis einzudringen man nicht wa[illegible] man kann es höchstens versuchen, den Anschluß [illegible] die früheren Schöpfungen Leonardos herzusteller[illegible] Er wagt es nicht, die Bilder zu betasten, weil i[illegible] sonst Herr Bode, der seine Kenntnisse beim E[illegible] decken der Florabüste bewies, auf den Kopf ko[illegible] men würde. Er wagt es nicht, lieber greift er d[illegible] Leonardo an die Genitialien. Aber nirgends st[illegible] bei ihm, daß die Flora ein Strichjunge ist oder e[illegible] Lesbierin, oder zum mindesten ein Transvestit. [illegible]

„Die Gestalten sind wieder mannweiblich, a[illegible] nicht mehr im Sinne der Geierphantasie, es s[illegible] schöne Jünglinge von weiblicher Zartheit mit wei[illegible] schen Formen, sie schlagen die Augen nicht nied[illegible] sondern blicken geheimnisvoll triumphierend, [illegible] wüßten sie von einem großen Glückserfolg, v[illegible] dem man schweigen muß; das bekannte berücken[illegible] Lächeln läßt ahnen, daß es ein Liebesgeheimnis [illegible] Möglich, daß Leonardo in diesen Gestalten [illegible] Unglück seines Liebeslebens verleugnet und kün[illegible] lerisch überwunden hat, indem er die Wuns[illegible] erfüllung des von der Mutter betörten Knaben [illegible] solch seliger Vereinigung von männlichem und we[illegible] lichem Wesen darstellte.“ Leonardos Mutter m[illegible] auch dran glauben, und ihr „verzücktes Lächel[illegible] und ihr „sinnbetörendes Auge“ reizen den Meis[illegible] zu dem „ideellen Inzest“. Nur daß Leonardo be[illegible] Stuhlgang Wollustempfindungen gehabt habe u[illegible] der Defäkation eines Pferdes nicht ohne Erektion[illegible] zusehen konnte, bleibt uns erspart, denn beide s[illegible] Glanznummern des psychoanalytischen Programm[illegible]

Professor Freud weiß aber auch, daß: „[illegible] Hauptzüge der organischen Konstitution eines M[illegible] schen durch die Vermengung männlicher und we[illegible] licher Anlagen im stofflichen Sinne zu erklären si[illegible] die Körperschönheit wie die Linkshändigkeit L[illegible] nardos gestatten hier manche Anlehnung.“

Es sei den Psychoanalytikern hier noch ein[illegible] gesagt: Der Künstler schafft unabhängig von Z[illegible] und Raum. Er kann Liebesgedichte schreiben, we[illegible] er impotent ist, und Mäßigkeitslieder im Raus[illegible] Er durchbricht die Grenze der Sexualität, die [illegible] Psychiatrie gebaut hat; es gibt da keine No[illegible] Nur wie er es mit der Defäkation hält, weiß [illegible] nicht. Die Analytiker lassen natürlich die Fin[illegible] nicht von dem Stoff. Doch ist es jetzt Zeit, [illegible] einen Ausspruch von Karl Kraus zu erinnern: [illegible]

„Eine gewisse Psychoanalyse ist die Beschä[illegible] gung geiler Rationalisten, die alles in der W[illegible] auf sexuelle Ursachen zurückführen, mit Ausnah[illegible] ihrer Beschäftigung.“

R. K. N e u m a n n - Lankwit[illegible]

Die Eroberung von Norderne[illegible]

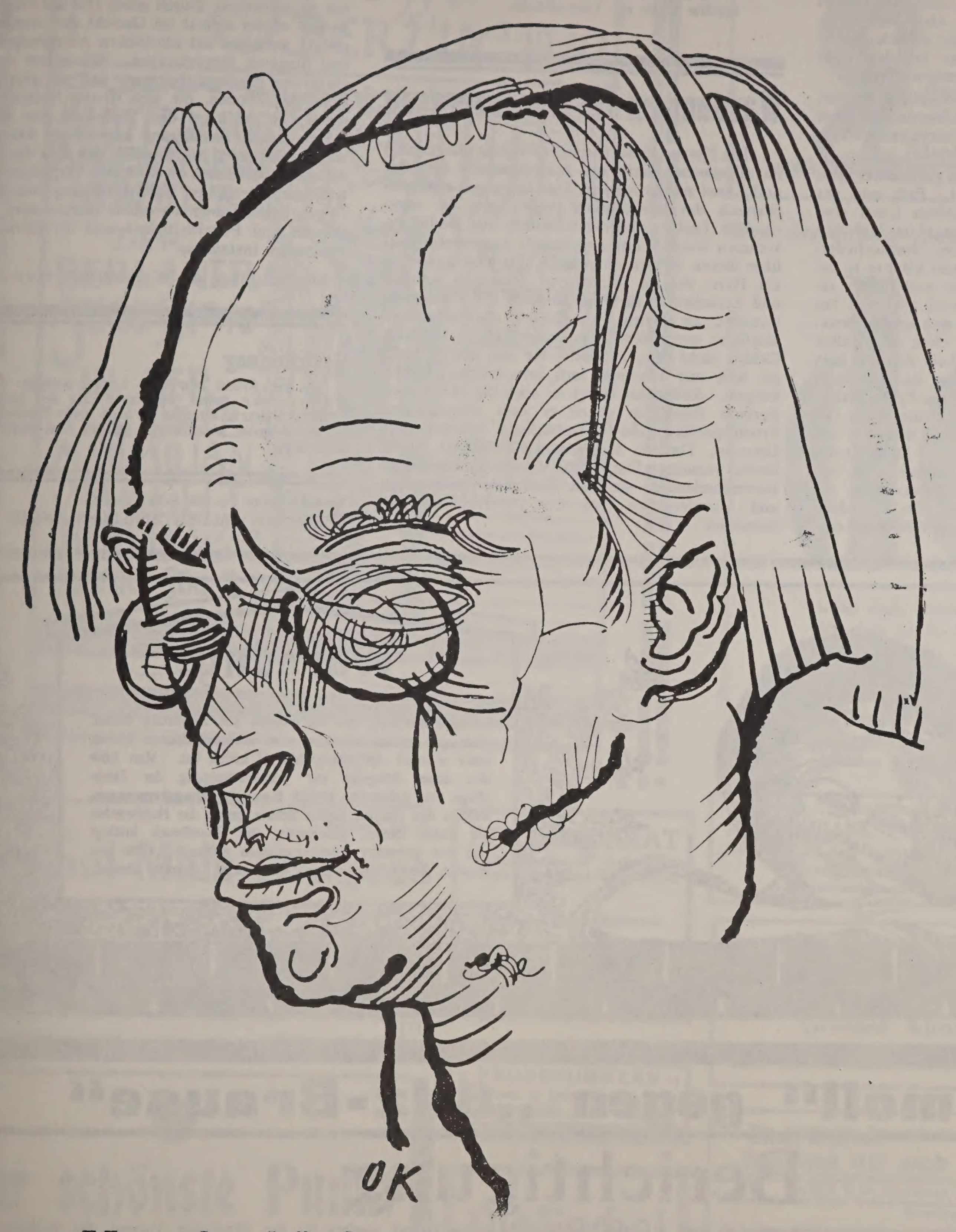
— und Journale sind unsere Festungen / Hein[illegible]

Die Herren der Festung „Morgenpost“ ha[illegible] ein Fort in Norderney errichtet. Zur Besing[illegible] dieser neuesten Attraktion wurde Norbert Falk [illegible] Meer geschickt.

So tief kann die Nordsee nicht sein, daß [illegible] Journalist an ihrer Küste standhaft seicht zu blei[illegible] nicht fähig wäre, und so viel sie auch lockt [illegible] spiegelt, er wirft die Sandschaufel fort, taucht [illegible] Feder tief in den Wellenschaum, bricht die S[illegible] zungenstummheit und sucht Erholung in mens[illegible] licher Beredsamkeit vom schweigenden Genie [illegible] des Ins-Meer-Starrens.

Aber die Windstille des Witzes greift nich[illegible] die schlaffen Gedankensegel, und die Canserieba[illegible] bleibt im Dünensande der gewöhnlichsten Rekla[illegible] stecken.

Ja die „Lesehalle der Berliner Morgenpo[illegible] Dem Börsenjobber wird sie den Aufenthalt [illegible] Norderney dadurch genußreicher machen, daß [illegible] ihn von den letzten Kursen der großen Bör[illegible] informiert, unzähligen Liebenden gibt sie süße [illegible]



Menschenköpfe / Zeichnungen von Oskar Kokoschka

III / Herwarth Walden

legenheit, zärtliche Briefe auf Gratispapier zu schreiben, und der sparsamen Hausfrau ermöglicht sie es, auf kostenlosem Briefbogen teuere Wünsche an ihren fernen Gatten zu richten. Aber sie ist auch die Hauptverkaufsstelle der so schnell beliebt gewordenen Ullstein-Bücher, von denen in jedem Strandkorb mindestens ein Exemplar sich findet. Falk muß seine Nase in jeden Strandkorb gesteckt haben, daß er das so gut weiß. Aber kein Korbinsasse hat ihm ein Exemplar der so schnell beliebt gewordenen Ullstein-Bücher an den Kopf geworfen, aus einem oder dem andern Grund.

Die Nordsee ist ein zahmes, geduldiges Wasser. Sie rächt sich nicht für die Ueberschwemmung ihrer Küste mit Ullsteinprodukten, sie schickt keine Welle, daß sie den Humbug hinwegspüle. —

Ein Waldhornist bläst in Falks gestimmter Seele die Erinnerung an Heine hinauf. Falk und der Waldhornist im zigarrenraucherfüllten Lokal sind die einzigen, die hier — allerdings im Umwege über Schuberts Komposition — des Nordseeliederdichters gedenken. Der Waldhornist bläst es in die wundervolle Nacht, daß das Meer weit hinaus ergläzt. Er wird dafür bezahlt und gibt sich zufrieden. Nicht so Falk. Er kann sich an den denkmallosen Dichter nicht erinnern, ohne schmerzlich zu empfinden, daß in Norderney kein Zeichen, kein Gedenken an ihn mahnt, daß man daselbst nicht einmal einen Extradruck des Nordsee-Zyklus haben kann. Ja, es wird ihm zur herzbeklemmenden Gewißheit, daß man da kaum weiß, was das ist. Aber er will es nicht ergründen, sonst käme zu der allgemeinen deutschen Heinefrage und zur speziellen Hamburger noch eine Norderneyer. Ihr wäre allerdings leicht abzuhelfen. Es wird doch in der „Morgenpost-Lesehalle" einen Winkel für eine Heinebüste geben. Sie gehört dahin, denn Heine hätte, wäre es ihm vergönnt gewesen, im Ullsteinschen Zeitalter zu leben, seinem Nordseezyklus einen Vers zugefügt, der diesem vielleicht ähnlich gewesen wäre:

Maßlos würde mich bedrücken
Ungestümer Minne Fluch,
Wenn mir Tröstung und Entzücken
Brächte nicht ein Ullstein-Buch.

J. A.

Warnung an die Provinzpresse

Die Herren Redakteure der Provinz pflegen sich im allgemeinen nicht um zeitgenössische Literatur und Kunst zu bekümmern. Sie begnügen sich, mechanisch das abzudrucken, was ihnen die sogenannten Feuilletonkorrenpondenzen aus Berlin zukommen lassen. Der unwissende Leser sei einmal über diesen Betrieb aufgeklärt. Da sitzt irgend so ein Herr, der im Nebenberuf Schwänke schreibt und Zeitschriften für Halbgebildete mit Feuilletons versorgt, an seinem Schreibtisch, durchschnüffelt sämtliche wertvollen Blätter nach Dingen, die sein Gehirn nicht faßt, schneidet sie aus und versieht sie teils mit albernen, teils mit frechen Anmerkungen. Außerdem liefert er noch die rühmlichen Berliner Briefe, in denen er dem ahnungslosen Provinzpublikum die unglaublichsten Märchen über Literatur, Theater, Musik und Mondänität aufzubinden versucht. Das ist das Wesen der Feuilletonkorrespondenzen, die den gesamten literarischen und künstlerischen Teil der Provinzpresse beherrschen.

Am wenigsten können sich nun diese Herre in der Welt unserer Mitarbeiter zurechtfinden. Wi sind nicht gewillt, ihnen an dieser Stelle Aufklärun über das Wesen der Kunst und insbesondere de Lyrik zuteil werden zu lassen. Aber: Wir wolle den Herren einmal gründlich das Handwerk legen Und zugleich die Redakteure der Provinzpress zwingen, nicht gedankenlos Frechheiten und Torhei ten zu verbreiten. Durch einen Teil der Presse geh zurzeit wieder einmal ein Gedicht aus unserer Zei schrift, versehen mit idiotischen Ausrufungszeiche und dummen Bemerkungen. Wir geben der Pro vinzpresse hierdurch bekannt, daß wir gegen sämt liche Redaktionen, die sich diesen Nachdruck lei steten, im Auftrage des Verfassers das Strafver fahren wegen Beleidigung angestrengt haben, un warnen hierdurch ausdrücklich den Teil der Blätte der sich noch dieses zweifelhafte Vergnügen leiste will, sich derselben Strafverfolgung auszusetzen Gegen Kritik haben wir nichts einzuwenden, gege Rüpelei und Pöbelhaftigkeit sind die Gerichte di geeigneten Instanzen.

Die Redaktion der Wochenschrift Der Sturm

Berichtigung

In der Arbeit von Else Lasker-Schüler: Oska Kokoschka heisst der erste Satz des letzten Ab schnitts: Oskar Kokoschka ist eine junge Priestergestalt himmelnd seine blauerfüllten Augen und zögernd un hochmütig.

Verantwortlich für die Schriftleitung:
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE





Entwürfe und Zeichnungen zu wirksamen Anzeigen durch das Annoncen-Bureau Alfred Botz Berlin W 35, Potsdamerstr. 111

Wer den Inhalt dieses Blattes „goutiert",

der

weiss auch, welch hohen Wert die Mitarbeit des Reklame-Fachmannes für Industrielle und Kaufleute hat! Einer der bekanntesten Reklame-Anwälte ist Oms, Berlin-Steglitz. Verlangen Sie — unter gleichzeitiger Einsendung von Unterlagen — Flugblatt „209"

Preis 1 Mark | Preis 1 Mark

Menthol-Malz-Dragées

Sicheres Mittel gegen akute Katarrhe der Atmungsorgane / ermöglicht Schauspielern und Sängern sofortigen Gebrauch der erkrankten Organe

ZAHLREICHE ANERKENNUNGEN

Zu haben in allen Apotheken und Drogerien / Alleinige Fabrikantin „Pharmacia" / Fabrik für pharmaceutischen Bedarf / Berlin-Halensee

Wohlschmeckend — Sicher wirkend

DER DEMOKRAT

Wochenschrift für freiheitliche Politik / Kunst und Wissenschaft

Erscheint jeden Mittwoch

Nummer 10 Pf. / Quartal M 1
Probenummern frei d. G. Zepler Charlottenburg Bismarckstr. 103

:: PROBENUMMERN ::
umsonst u. portofrei durch die Geschäftsstelle „DER STURM"

FORDERUNGEN KAUFT UND ZIEHT EIN

INCASSOBANK EWALD VON HAEUSSLER

BERLIN N. 54, Veteranenstrasse 19 — Telephon Amt III, 8164

DETECTIVABTEILUNG: Ermittelungen, Beobachtungen, Heranschaffung von Material in Civil- und Strafsachen

Potsdamer-Strasse 111 — **Café Continental** — Potsdamer-Strasse 111

Jeden Abend von 9—4 Uhr Nachts:
Grosses Künstler-Konzert

Alle bedeutenden Zeitungen und Zeitschriften

Der schönste Punkt

in der Umgebung Berlins ist Pichelsdorf an der Heeresstrasse. Die letzten **Wasservillenbaustellen** an der Havel, gegenüber Pichelswerder sollen sofort preiswert verkauft werden. Näheres die

Bodengesellschaft des Westens, Mauerstr. 86-88
Telephon I, 7497

Die Fackel

HERAUSGEBER
Karl Kraus

:: Werbeband ::
210 Seiten stark

Preis 50 Pfg.

ÜBERALL ERHÄLTLICH

1. Eine hervorragende Neuerscheinung auf dem Gebiete der Mädchenbildung ist das Buch

„Brauchen wir noch Töchterpensionate?"

von Prof. D. Dr. Friedrich Zimmer. Preis Mk. 2—
Wichtig für Eltern heranwachsender Töchter, Pädagogen, Pensionats-Vorsteherinnen.

2. „Die Knabenpensionate, deren Einrichtung, ihr inneres und äusseres Leben." Von L. Daniel. Ein Ratgeber für Eltern und Pensionatsinhaber. Mk. 1,80.
3. „Das Töchterpensionat" ist die einzige Zeitschrift, die die Interressen der Vorsteherinnen vertritt. 7. Jahrgang. Reichhaltiger Inhalt. Aus der Praxis für die Praxis. Pro Halbjahr Mk. 2,50.

Durch sämtliche Buchhdlg. oder direkt vom Verlag Dr. Paul Abel, Leipzig 10

Finkenmühle Sanatorium und Erholungsheim .... Post Mellenbach bei Schwarzburg im Thüringer Wald

Besitzt alle neuzeitlichen Einrichtungen, Zentralheizung und elektrisches Licht, komfortable Gesellschaftsräume. Individuelle ärztliche Behandlung. Die Küche steht unter Aufsicht des Arztes. Bei Nervenschwäche, Magen- und Darmleiden, Gicht und Rheumatismus, Frauenleiden u. a. m. bestgeeigneter Aufenthalt .... Besitzer und Leiter: Dr of. med. W. Hotz

Allseit Reformbestrebungen, insbes. der Pflege persönlicher Kultur und gesunder Lebensanschauungen, dient unsere Monatsschrift „Gesundes Leben", von der wir Probenummern auf Wunsch gratis versend. Abonn. M. 3,60 p. Jahr

THRICHOPHIL

Fl. M. 3,00 — Präparat zur Erhaltung und Stärkung des Haarbodens — nur beim Fabrikanten: — Fl. M. 3,00

Otto Teutscher / Friseur

I. Geschäft: 106a Potsdamerstr., Eing. 63 Steglitzerstr., Tel. VI, 6735
II. Geschäft: Charlottenburg, 100 Kaiserdamm, Tel. Amt Ch., 6387

 Verantwortl. f. d. Anzeigenteil: A. Bots / Verlag Der Sturm Berlin Halensee Geschäftsstelle und Anzeigen-Annahme: Berlin W. 35 / Druck v. Hans Walter, Berlin SW